

Rede zur Eröffnung der Ausstellung in der Borsigstr. 5 am 14.10.2023

Sehr geehrte Pröpstin Frau Dr. Bammel, liebe Familie Krötke, verehrte Anwesende!

Es fällt schwer, sich auf die friedliche Geschichte eines Berliner Hauses zu konzentrieren angesichts des Massakers der Hamas und des von ihr mutwillig erzeugten enormen Leids. Aber wir haben uns für heute nun einmal die Einweihung vorgenommen und wollen es auch versuchen, vielleicht nach dem Leitsatz, dass man das Gute fördern muss, um das Böse zu besiegen.

Daher nun also:

Niemand weiß heute noch, wo in diesem Haus einst das „Elisenzimmer“ gewesen ist. Fest steht aber, dass der Name in der Frühzeit des Marienheims 1 für einen der vielen Gemeinschaftsräume gebräuchlich war. Vier Jahre nach der Eröffnung des Heims verkündete die Hausleitung im Jahresbericht für 1896 stolz, man habe nun unter dem großen, goldenen Kreuz, welches das „Elisenzimmer“ schmückte, „in leuchtenden Lettern“ (wie es hieß) einen Spruch auf die Wand aufbringen lassen.¹ Er lautete:

„Durch die Liebe diene einer dem anderen“

Er ist nicht wieder freigelegt worden. Und nun ist es gewiss nicht ratsam, neugierig an den Wänden zu kratzen, dabei das frische Sanierungswerk zu ruinieren und wahrscheinlich doch nur Mörtel zu Tage fördern. Aber erfreuen wir uns an dem Gedanken, dass dieser Spruch noch heute irgendwo unbemerkt im Gemäuer wohnt und wie ein Segen auf diesem Haus liegen könnte.

Und tatsächlich scheint sich der Spruch mehr als 120 Jahre später noch einmal bemerkbar gemacht zu haben, als die Konviktuale bei Beginn der Sanierung des Hauses den symbolischen Schlüssel an die Stiftung Heimwerk-Siedlung übergaben und nach vollendeten Bauarbeiten wieder empfangen. „Alte Mauern voller Liebe“ ist dort eingeritzt und dieser Spruch begleitete auch die Anstrengungen der Studierenden und des Fördervereins für den Erhalt des Konvikts, die schließlich durch den Sanierungsvertrag mit der Heimwerk-Stiftung zum Erfolg führten.

Mit der Sanierung ging der Wunsch einher, auch die Hausgeschichte sichtbar zu dokumentieren. Gerade der leider vor vier Monaten verstorbene Professor Wolf Krötke hat sich unermüdlich dafür eingesetzt, dass hier am Ort eine Ausstellung entsteht. Er hat die Vorbereitungen dazu bis zuletzt mit Rat und Tat unterstützt. Wir freuen uns, dass wir die Ausstellung heute dem Konvikt und der

¹ „Was Marienheim I vom Jahr 1896 berichtet“, in: Deutsche Mädchen-Zeitung, XXIX. Jg., Nr. 6 (1897) S. 100.

Öffentlichkeit übergeben können und bedauern zugleich sehr, dass Professor Krötke dies nicht mehr miterleben durfte. Ihm haben wir diese Ausstellung gewidmet.

Für mich als Kuratorin der Ausstellung war es eine sehr lehrreiche, spannende und bewegende Aufgabe, die es zu erfüllen galt, und viele haben am Zustandekommen der Ausstellung ihren Anteil.

- Mein **Dank** dafür geht an den Verein des Theologischen Konvikts und an Marion Gardei als Beauftragter der Landeskirche für Erinnerungskultur für das Vertrauen, das sie mir entgegenbrachten, als sie mich mit der Erstellung der Inhalte beauftragten.
- Ich danke ebenso dem Ephorus Dr. Volker Jastrzembski und unserem wunderbaren Team für die gelungene Zusammenarbeit und das Durchhaltevermögen, als es gegen Ende der Vorbereitungszeit doch ziemlich hektisch wurde.
- Mein Dank gilt auch den Angehörigen des Beirats für die Beratung, die gründliche Vorabsichtung unserer Produkte und etliche Hinweise, die noch zur Verbesserung der Ausstellung beitrugen.
- Und wir alle möchten den vielen aus dem Kreis der Ehemaligen herzlich danken, die ihre persönlichen Erinnerungen an das Sprachenkonvikt mit uns geteilt haben und so reichhaltiges Bild- und Quellenmaterial aus ihren privaten Sammlungen beigesteuert haben.

Wir haben der Ausstellung den Titel **„Schutz – Freiraum – Aufbrüche“** gegeben,

weil die diversen Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses trotz aller Unterschiede ihrer Erfahrungen die Möglichkeiten, die ihnen dieses Wohnheim bot, entlang dieser drei Linien recht ähnlich empfunden haben könnten.

Seit 145 Jahren wohnen nun Menschen für jeweils begrenzte Zeit in den Häusern, die zur Borsigstraße 5 und auch zur Tieckstr. 17 gehören. Sie alle verbrachten und verbringen hier eine wichtige Übergangszeit ihres Lebens.

Auf Nächstenliebe und Barmherzigkeit gründete schon die Einrichtung des ältesten Hauses, des „Sophienheims“ im Quergebäude im zweiten Hof. Hier bestand das Kinderheim „Zoar“ unter der Schirmherrschaft der Bankiersfrau und protestantischen Wohltäterin Sophie Lösche. Verwaiste kleine Mädchen und solche aus verarmten Familien erhielten hier Schutz, ausreichende Versorgung und Förderung. Das Haus sollte ihnen, wie es in einer zeitgenössischen Broschüre hieß, „Heimat und christliches Familienleben“ geben.

In ähnlichem Sinne eröffnete dann 1892 auf diesem Areal das erste Marienheim für junge Frauen. Getragen war es vom protestantischen „Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend“. Es richtete sich schützend an Mädchen und Frauen vom Land, wie sie damals zu Tausenden in die Großstädte strömten, um Arbeit zu finden. Die Nähe des Heimes zum Stettiner Bahnhof, dem heutigen Nordbahnhof, spielte dabei eine entscheidende Rolle. Damals war die Gegend hier bei weitem nicht so gediegen wie heute, sondern geprägt von Industriebetrieben, Mietskasernen und etlichen zwielichtigen Kneipen. Direkt gegenüber der damaligen Golgatha-Kapelle rauchten auf dem großen Gelände der Firma Borsig die Schloten. Hier wie an anderen Bahnhöfen trafen tagtäglich viele meist sehr unerfahrene junge Frauen aus der Provinz ein, ohne in der Stadt bereits ein Quartier und eine Arbeitsstelle zu haben. Oft mussten sie sich dann so genannte „Schlafstellen“ mieten, das heißt

Betten in ärmlichen Wohnungen, die sie sich quasi in Wechselschicht mit mehreren Personen teilten. Entsetzt beobachtete Sophie Lösche daher, dass – wie sie notierte – schon fünfzehnjährige Mädchen auf der Straße standen ohne zu wissen, wohin sie gehen sollten. Die Ungewissheit, in die die jungen Frauen reisten, förderte die Sorge, ihre bedürftige Lage könne von Männern mit üblen Absichten ausgenutzt werden. Nicht nur in Berlin, sondern in ganz Westeuropa kursierte um 1900 die Angst vor dem Mädchenhandel. Auch die damalige Populärkultur war voll von schauerlichen Geschichten über das Schicksal entführter und misshandelter junger Frauen. Religiöse Vereinigungen bürgerlicher Frauen – protestantische, katholische und jüdische – suchten nach Möglichkeiten, ihnen schon während und sofort nach der Reise zu helfen. Hier liegen, wie Herr Kottnik es schon darstellte, auch die Anfänge der Bahnhofsmision. Diese Verbindungen zwischen Marienheim und Bahnhofsmision bestanden auch räumlich, eröffnete doch auch die evangelische Bahnhofsmision Büros im Haus Tieckstraße 17 und eine Station am Stettiner Bahnhof.

Den Neuankömmlingen wollte nun das Marienheim eine – wie es im Ton der Zeit hieß – [ZITAT] „trauliche Heimstätte“ bieten, die „Schutz gegen Versuchung und Ausbeutung“ gab und „statt elender Schlafstelle ... freundliche Zimmer und billige Kost, sowie den Vorzug eines gesicherten Familienlebens“. [ZITAT ENDE] Allein das erste Marienheim zählte über 70 dauerhafte Bewohnerinnen im Jahr und bot in der Herberge zusätzlich pro Jahr mehr als 600 Frauen und Mädchen die Möglichkeit für kurzfristige Übernachtungen. Der Zuspruch war groß und nach dem Bau weiterer Marienheime in Kreuzberg und Charlottenburg, eröffnete schon im Jahr 1900 das Marienheim Nummer IV in der Tieckstraße 17.

Der Verein sorgte sich ebenso um das körperliche und sittliche Wohlergehen der Frauen wie um den Schwund religiöser Bindungen. Die Marienheime wurden, wie die verwandten Einrichtungen, daher dezidiert christlich geführt, mit einem Angebot von freiwillig zu besuchenden Andachten und Bibelstunden. Dennoch war das Wohnrecht im Marienheim nicht an Bekenntnisse gebunden. Zwar waren die „Heimchen“, wie man die Bewohnerinnen nannte, mehrheitlich evangelisch, aber es zählten auch katholische und jüdische Frauen dazu sowie solche mit unbekannter Konfession.

Liest man heute die zeitgenössischen Broschüren des Heims – aus denen ich eben ein paar Mal zitiert habe – so mag man aus unserer Sicht über den ziemlich betulich anmutenden Tonfall schmunzeln, in dem das Leben im Heim dargestellt wird. „Ora et labora“ – bete und arbeite – gab schon die „Deutsche Mädchen-Zeitung“ des Fürsorgevereins ihren Leserinnen als Gebot mit auf den Weg und dies galt auch als Leitlinie für die „ordentlichen Mädchen“, an die sich die Marienheime richteten. Und in der Tat, offenbar befremdete dieser Sittenkodex junge Fabrikarbeiterinnen. Weit weniger als man es erhofft hatte, gelang es, sie anzusprechen und weitaus häufiger zählten Frauen aus der unteren Mittelschicht, die ihr Geld im Handel und in Büros verdienten, zu den Bewohnerinnen.

„Labora“, das war aber nicht nur die von den „Heimchen“ geforderte Mitarbeit an der Pflege des Hauses, sondern vor allem das Programm, das die Marienheime für den Aufbruch in die berufliche Selbständigkeit der Frauen boten. Neben der Unterkunft erhielten sie, die vom Lande oft nur die elementarste Schulbildung mitbrachten, ein recht reichhaltiges Angebot zur kulturellen Fortbildung. Zudem betrieb der Verein im selben Haus eine Haushaltungs- und eine Kochschule als Vorbereitung für professionelle Tätigkeiten sowie eine Stellenvermittlung. Dies alles war zwar weitgehend am klassischen Ideal weiblicher „Care-Arbeit“ orientiert, sorgte aber dennoch dafür, dass sich die jungen Frauen nicht in die Ehe mit dem erstbesten Mann flüchten mussten, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.

*

Die rein weibliche Dominanz in den Gebäuden endete mit dem ersten Weltkrieg. Vorübergehend war das Marienheim IV nun Unterkunft für Kriegsflüchtlinge. Seit dem Auszug der Marienheime 1919 war und ist die Borsigstraße 5 bis auf den heutigen Tag ein Heim für Studierende. Für protestantische männliche Studenten zunächst und seit 1950 mit der Gründung des „Sprachenkonvikts“ für

Studierende aller Geschlechter.

*

Das **Sprachenkonvikt** war mit seiner 41 Jahre währenden Existenz nicht nur die bislang am längsten in diesem Haus beheimatete Institution, sondern ein historisches Unikum mit weitreichender Bedeutung für die Geschichte unseres Landes. Viele, die heute hier versammelt sind, kennen es noch aus eigener Anschauung und Markus Meckel hat uns eben eindrücklich geschildert, welcher einzigartiger Ort der Freiheit es in der DDR gewesen ist. Der größte Teil der Ausstellung schildert daher Facetten aus der Geschichte dieser Hochschule von den Anfängen als Anstalt für altsprachliche Vorbereitungskurse im Verbund mit der Kirchlichen Hochschule im westlichen Zehlendorf über den nach dem Mauerbau zählerrungenen Fortbestand als eigenständige, staatsunabhängige Theologische Ausbildungsstätte in der DDR. Bis hin zu der Rolle, die das Konvikt bzw. die Konviktuale für die Demokratiebewegung und schließlich die friedliche Revolution von 1989 hatten.

Das Aufbegehren kam nicht von ungefähr: Innerhalb dieser Höfen genossen die Bewohnerinnen und Bewohner erstaunliche Freiheiten. Manche Ehemalige sprechen heute sogar von „Narrenfreiheit“ und der Freiheit, sich vielseitig auszuprobieren und sich in der DDR „Unerhörtes zu erlauben“. Aber es war kein der Welt entrückter, auf sich selbst bezogener Ort. Im Gegenteil, Lehrkörper und Studierende verfügten über ein in der DDR erstaunliches Maß an Außenbeziehungen, die weit über den so genannten „Eisernen Vorhang“ hinausreichten. Hierfür musste man sich nicht immer weit fortbewegen. Schon wer die ausufernden Bibliotheksräume im Haus aufsuchte, betrat eine Welt jenseits der ideologischen Grenzen der sozialistischen Diktatur: Mühsam auf legalen und illegalen Wegen zusammengetragen, war sie die größte und vor allem unbeschränkt zugängliche Sammlung westlicher Literatur auf dem Gebiet der DDR, nicht nur in der Theologie, sondern auch in den anderen Geisteswissenschaften und der Belletristik.

Das blieb selbstverständlich nicht unbemerkt. Das Konvikt wurde von den Staatsorganen beobachtet und 1976 empörte sich ein Partei-Bericht, dass [ZITAT] „kein Zweifel“ bestünde, „dass hier eine gegen unseren Staat gerichtete politische Beeinflussung der Lernenden erfolgt.“² [ZITAT ENDE]

Umso erstaunlicher ist es, dass es Kirche und Hausleitung gelang, das Sprachenkonvikt – dessen alten Namen man wegen des Nimbus des Unpolitischen und harmlos Weltfernen bewusst beibehielt – bis zum Ende der DDR unbeschadet durch alle Konflikte zu manövrieren und zu erhalten.

All dies galt es nun auf 13 Tafeln im Durchgang zwischen dem ersten und dem zweiten Hof darzustellen. Wir haben versucht, darin die Sozialgeschichte dieser Berliner Gegend mit der Geschichte des Protestantismus und der Demokratiegeschichte zu verweben.

Dabei mussten wir auch den baulichen Gegebenheiten eines Ganges Rechnung tragen: So sollten die zwei Seiten der Ausstellung inhaltlich stimmig voneinander abgegrenzt sein, da sich die Betrachter am Ende des Durchgangs, also vor dem zweiten Hof, einmal um sich selbst drehen müssen um den zweiten Teil der Ausstellung zu sehen. Wir präsentieren daher auf der einen Seite einen chronologischen Durchgang durch die Hausgeschichte von 1878 bis 2021, während wir auf der gegenüberliegenden Seite unter sechs systematischen Aspekten auf das eigenständige Sprachenkonvikt in der Zeit zwischen Mauerbau und friedlicher Revolution eingehen.

² Bundesarchiv, BArch DY 30/95295, Bl. 159

Auf der ersten, also der chronologischen Seite, gibt es eine Tafel, die ohne einen speziellen Ortsbezug ist. Sie behandelt die Zeit des Nationalsozialismus. Zeugnisse aus dem evangelischen Studentenwohnheim, das dieses Haus damals war, sind aus dieser Zeit auffällig spärlich überliefert. Ebenso wenige auch aus der Golgatha-Gemeinde. Wir gehen daher generell auf die Auseinandersetzungen zwischen den nationalsozialistischen „Deutschen Christen“ und der oppositionellen Bekennenden Kirche ein und stellen insbesondere die Kirchliche Hochschule vor, die die Bekennende Kirche von 1935 bis 1941 als Ausbildungsstätte im Untergrund betrieb. Ihr Lehrbetrieb richtete sich dezidiert gegen die Verfälschung und Vereinnahmung des Christentums durch die nationalsozialistische Ideologie und endete 1941 mit der Verhaftung des gesamten Berliner Kollegiums. Bis dahin war sie eine Hochschule ohne festen Sitz. Vorlesungen und Seminare fanden wegen der nötigen Geheimhaltung an wechselnden Orten statt, oft in den Wohnungen von Bekenntnispfarrern. Hier in der Nähe wurden angeblich Räume der Inneren Mission in der Auguststraße genutzt, aber von heimlichen Lehrveranstaltungen in der Golgatha-Gemeinde oder im hiesigen Studentenwohnheims ist – zumindest bislang – nichts bekannt.

Von dieser illegalen Kirchlichen Hochschule führt nun ein direkter Weg zum späteren Sprachenkonvikt – sowohl theologisch als auch institutionell und vor allem personell. In der Ausstellung können wir diese Linien anhand der Lebensläufe einiger Protagonisten in Leitung und Lehrkörper des Sprachenkonvikts genauer aufzeigen.

Das Sprachenkonvikt stand also bereits bei seiner Gründung in einer widerständigen Tradition und ist dieser im Laufe seiner Geschichte mehr als gerecht geworden. Dies betrifft in erster Linie die hier gelehrte Theologie, die sich aber – ich sage das nicht zum ersten Mal – in einer Ausstellung gar nicht adäquat darstellen lässt und elaborierteren Auseinandersetzungen vorbehalten bleiben muss. Aber nicht nur die Theologie, sondern vor allem auch die philosophischen Kurse wie die von Richard Schröder und Michael Jacob sowie die welthistorischen Vorlesungen Wolfgang Ullmanns sprengten das ideologische Korsett, in das die SED alle Studierenden zwingen wollte. Sie ermöglichten die theoretische Vorwegnahme des demokratischen Befreiungsaktes.

Professor Wolf Krötke hat einmal einem Vortrag zum Sprachenkonvikt den Titel gegeben: „Jede Ecke im Konvikt birgt eine Geschichte“. Wie wahr! Wir haben darauf zurückgegriffen und ihn etwas abgewandelt: „Jede Ecke birgt Geschichte“. Mit dem Material, das wir inzwischen zusammengetragen haben, das dem Konvikt dankenswerter Weise auch gestiftet wurde, und den vielen Themen, die sich in den einzelnen Epochen der Hausgeschichte auftun, ließen sich ganze Säle füllen.

Wir haben uns entschieden, das Augenmerk besonders auf die meist jungen Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses zu richten, denn es sind ja auch heute vor allem junge Menschen, die in die „Himmlichen Höfe“ kommen und als Studierende hier wohnen. Deutlich sieht man an den Bildern den Fluss der Zeit und der Sitten. Da sind die züchtigen „Heimchen“ von einst in Hauben und Schürzen, dann die Studierenden des Sprachenkonvikts mit ihren üppigen Haartrachten, die sich zu keiner Uniform fügen sollten, und schließlich die leicht bekleideten heutigen Konviktuale, die sich ganz selbstverständlich unter Regenbogenfahnen versammeln.

Wir zeigen Bilder von Festen und Ausflügen des Sprachenkonvikts. Und nun könnten Stimmen laut werden, die sagen: So fröhlich stellt Ihr also eine Diktatur dar? Da wird doch viel zu viel gelacht! Das lässt doch all die Zwänge nicht erkennen! Wir sagen: Gerade deshalb! Denn nichts verunsichert Diktatoren aller Art mehr als das nicht eingeschüchterte Lachen derer, die sie beherrschen wollen. Nichts, gar nichts fürchten Diktatoren so sehr wie das befreiende Lachen und den Spott ihrer Gegner.

Diktaturen sind finster, das Sprachenkonvikt war es nicht. Auch Wolf Krötke erinnerte sich daran, wenn er schrieb:

[ZITAT] „Trotz aller Angst und aller Feigheit, die es auch gegeben hat, und trotz wirklich schlimmer Erfahrungen ist uns das Lachen niemals vergangen. Meine Erinnerungen an das Sprachenkonvikt ist auch ein ‚zwitscherndes Vogelnest‘ von Geschichten voller Lachen mit ganz freien Menschen ... und einer unbeschwerten Fröhlichkeit.“³ [ZITAT ENDE]

Man könnte also Säle füllen, aber uns stand nur eine Tafelfläche von insgesamt 7 Metern Länge zur Verfügung, und die Gestaltung jeder einzelnen Tafel erforderte ein schmerzhaftes Abwägen über das Wenige, was wir zeigen können, und das Viele, was wir weglassen mussten. Heute zeigen wir daher drüben im Saal auch noch einige der Fotos, die wir nicht in die Ausstellung aufnehmen konnten. Sie können sie sich während der anschließenden Bewirtung anschauen.

Eine Ausstellung gelingt, wenn Sie Anregungen gibt und Interesse weckt. Sie kann niemals alle Fragen beantworten. So ergibt sich gerade für Sie, liebe Bewohnerinnen und Bewohner, hier – wenn Sie möchten – noch ein reiches Betätigungsfeld. Nach dem Motto „Grabe, wo Du stehst“ lassen sich aus der Geschichte Ihres Wohnheims durchaus Themen für weitere Nachforschungen und vielleicht auch für Ihre universitären Arbeiten ableiten, nicht nur im Bereich Theologie und Geschichte, sondern auch in der Publizistik, in den Kultur- oder Theaterwissenschaften. Sie könnten beispielsweise den ereignisreichen Biographien von Dozentinnen und Dozenten des Sprachenkonvikts nachgehen, oder aber der subversiven Kunst, die hier im Haus in den späten 80er Jahren einen Platz fand. Denn was genau, kann man sich z.B. beim Betrachten der Ausstellung fragen, mag sich wohl hinter einem Theaterstück namens „Die Heimsuchung der Anna B. – eine Kammeroper für zwei Piloten, einen Fahrgast und Haushaltswaren“ verbergen und warum war es in der späten DDR eine Provokation für Staat und Kirche?

*

Heute ist eigentlich ein Tag der Freude. Der kleinen Freude, weil wir Ihnen nun diese Ausstellung übergeben können. Der größeren Freude aber, weil wir uns wieder einmal daran erinnern, dass eine Diktatur mit Beharrlichkeit und Solidarität – und nun ja, auch unter günstigen äußeren Umständen – gewaltfrei beseitigt werden konnte. Aber sofort mischt sich leider Galle in die Freude, sehen wir doch täglich rundum Gewalt und Elend, ausgelöst von Diktaturen, Autokraten und ideologisch barbarisierten Terroristen. Auch heute leben im Konvikt junge Menschen aus diktatorisch beherrschten Ländern, die all ihren Mut zusammennemen und es riskieren, aus der Ferne mit den heutigen Mitteln weltweiter Kommunikation diese Diktaturen zu bekämpfen. Ihnen gebührt fraglos unsere Bewunderung und Hochachtung.

Doch nicht nur anderswo, auch hier im eigenen Land müssen wir erleben, dass die demokratische Freiheit schon wieder gefährdet ist. Fast 30 Prozent der Deutschen, so stellte es unlängst die so genannte „Mitte-Studie“ fest, befürworten ganz oder in Teilbereichen diktatorische Regierungsformen.⁴ Ich frage mich immer: Was ist daran nur so attraktiv? Haben sie vergessen oder billigen sie es schlicht, dass dies immer mit Gewalt einhergeht?

³ Krötke, Das Profil ..., 2010, S. 137

⁴ <https://www.fes.de/referat-demokratie-gesellschaft-und-innovation/gegen-rechtsextremismus/mitte-studie-2023> [12.10.2023]

Möge die Ausstellung daran erinnern, dass demokratische Freiheit errungen und Tag für Tag aktiv bewahrt werden muss. Denn wenn die einen die Demokratie gleichgültig für eine bloße Gegebenheit halten, so sicher wie das Auf und Ab der Gestirne, und die anderen fordern, die Demokratie zu entsorgen, sobald ihnen das eine oder andere gegen den Strich geht, dann haben wir eine brisante Mischung, die uns allen in kürzester Zeit die Luft zum Atmen nehmen kann.

Eigenartiger Weise geht dieser Wunsch nach der „starken Hand“, die alles richten möge, einher mit einem verzerrten, primitiven Freiheitsbegriff, der immer mehr um sich greift: Der Hybris des Selbst. Ich! Mache was ich will! Meins! Unser! Regeln, aufgestellt für das friedliche Zusammenleben, sind da nur lästig. Wer stark ist, reißt sie ein, wer schwach ist, hat halt Pech gehabt und soll zusehen, wo er bleibt.

Das, verehrte Anwesende, ist natürlich nicht der Freiheitsbegriff, der uns aus dem Sprachenkonvikt und den Demokratiebewegungen hier und anderswo überliefert ist. Dieser gründet auch auf Solidarität. Und – auch wenn es etwas verstaubt klingen mag – auch das demütige „Durch die Liebe diene einer dem anderen“ mahnt ja zu Gegenseitigkeit und Solidarität.

Nutzen Sie die Ausstellung also vielleicht auch, um über den Begriff der Freiheit zu reflektieren, den die Feinde der Demokratie heute schreierisch zur Schau tragen und gleichzeitig untergraben.

Ich danke Ihnen für Ihr Interesse und Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen, liebe Konviktuale, alles Gute zum Start des neuen Semesters.